

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 7. April 1832.

42

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strouk's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Seeräuber.

(Schluß.)

Während die jungen Leute tanzten, schauten die ältern Gäste zu, schmauseten und zechten, und es herrschte überall der lauteste Jubel, als einige ansehnliche, prächtig gekleidete, kriegerisch blickende Männer eintraten. Auch diese wurden von der Hochzeitgesellschaft, obgleich sie Niemand zu kennen schien, gastfreundlich aufgenommen. Sie mischten sich in den Tanz, und Frerich bemerkte, daß einer von ihnen sich gern zur Braut drängte, und eifrig um sie herum bemüht war, obschon sie seiner wenig achtete. Das Gewühl des Festes entzog sie auf eine Weile seinen Blicken, plötzlich entstand aber in der geräumigen Halle ein Gedränge nach einer Seite hin, die Musik verstummte und ein ängstliches Fragen und Antworten erscholl von den Lippen der Gäste. „Die Braut ist entführt,“ hieß es, die zuletzt eingetretenen Fremden waren Vitalienbrüder, sie haben sich verrätherisch eingedrängt, und die Braut weggeführt; daß Gott die verruchte Meeresbrut verdammen möge!“ — „Was hilft das Fluchen,“ schrien Andere, „zu den Waffen Freunde! laßt uns den Seeräubern nachheilen, sie niederwerfen, die Braut befreien!“ — „Und wo ist der glatte Matrose?“ erscholl dazwischen eine Stimme, „ergreift den Kundschafter, er gehört auch zu den Seeräubern und war vorangekommen, um die Gelegenheit zu beschauen. Ergreift ihn, hängt ihn auf!“

Frerich sah plötzlich, in welcher Gefahr er sich befand. Behend und gewandt drängte er sich durch die Menge und suchte das Weite zu gewinnen. Der bekannteste Weg für ihn war der zum Hafen. Er eilte also zu einem der Thore hinaus, das dorthin führt, und als er sich am Ufer der Düna befand, gewahrte er einen Haufen Bewaffneter, welcher gleichfalls auf der Flucht begriffen zu seyn schien. Obgleich er es sich nun leicht vorstellen konnte, daß diese bewaffneten Männer jene seeräuberischen Vitalienbrüder seyn mußten, die das Hochzeitfest gestört, und deren Gewaltthat er keineswegs billigte, so glaubte er doch, daß in seiner jetzigen bedrängten Lage es am rathsamsten für ihn seyn würde, sich in ihre Mitte zu begeben, um also seinen Verfolgern zu entkommen. Die Seeräuber warfen sich in solcher Eile und Verwirrung in ein Boot, das

ihrer am rechten Ufer der Düna unterhalb des Schlosses wartete, daß keiner von ihnen den nicht zu ihnen gehörigen Matrosen beachtete, der sich mit an Bord gedrängt hatte. Man stieß sogleich vom Ufer und ruderte den Fluß abwärts. Frerich, der im Vordertheile des Bootes sich unter die Ruderbänke geworfen hatte, konnte, sobald bey einem günstigen Winde die Segel aufgesetzt waren, ungestört dem zusehen, was am Steuerruder vorging. Dort saß derselbe hohe, verwegen blickende Mann, den Frerich während des Festes mehrmals an der Seite der Braut bemerkt hatte. Er hielt jetzt die weinende, halb-ohnmächtige Jungfrau in seinen Armen, und suchte sie durch freundliche Worte und Liebkosungen zu beruhigen. Doch jede seiner Liebkosungen presste der armen Braut einen ängstlichen Schrey ab, welcher dem gutherzigen Frerich das Herz durchschnitt. Indessen konnte er nicht helfen, und mußte geschehen lassen, was geschah.

Mit Anbruch des Tages ruderte man an ein Orlogschiff heran, das in der Mündung der Düna segelfertig lag. Sogleich wurden die Anker gelichtet, und als die Mannschaft des Bootes sich an Bord befand, ward der überzählige Frerich sehr bald bemerkt. „Aha!“ rief der schon bezeichnete hohe Mann aus, welchen man, wie Frerich jetzt hörte, Herrn Störtebeck nannte, „hat sich ein fremdes Fischlein mitverschommen? Nun den Schuppen nach ist es kein Flußfisch und kann das Seewasser vertragen. Man nehme den Haring mit in den Zug auf!“ Ohne Weiteres wies jetzt der Steuermann dem bestürzten Frerich eine Schiffsarbeit an, und war mit seiner Behendigkeit und Willfährigkeit zufrieden.

Die Fahrt dauerte bey gutem Winde einige Tage, worauf das Schiff im Angesichte eines hohen Felsens, jedoch in beträchtlicher Entfernung vom Lande, die Anker auswarf. Niemand von der Mannschaft nannte die Küste, und es schien, als wäre es verwehrt von ihr zu sprechen. Nur die zackigen weißen Felsen, die sich über den Strand hoch emporthürmten, hieß man, mit einem platten Matrosenspasse, Herrn Störtebeck's beyde Zuckerhüte. Indessen erkannte Frerich wohl das Land, das vor ihm lag, es war die heimatliche Insel Rügen, und die Kreidelfelsen darauf die beyden Stubenkammern, doch er hütete sich es zu sagen, da er sah, daß man ein Geheimniß daraus mache.

Hier ward das Boot herabgelassen, und der Schiffsherr Störtebeck, der Obersteuermann Gottfried oder Gödicke Borgwardt nebst den nöthigen Ruderknechten bestiegen dasselbe. Zugleich wurden mehrere Kisten und Säcke hinabgelassen, und die arme entführte Braut ebenfalls mit hineingenommen. Das Boot ruderte gegen Abend ans Land und blieb dort die Nacht über. Als es mit Tagesanbruch zum Schiff zurückkehrte, sah Frerich alle Männer wiederkommen, nur die Kisten und Säcke fehlten; auch vermifste er zu seinem Schrecken die schöne bleiche Jungfrau. Die Anker wurden jedoch ohne Zögerung gelichtet und wieder seewärts gesteuert. Nach kurzer Fahrt erreichte man ein zweytes, Frerich wohlbekanntes Eiland, die Insel Gothland, wo man in den Hafen einlief und die Schiffsherren der Mannschaft doppelte Löhnung verabreichen ließen. Die Matrosen gedachten nun am andern Tage in die Kneipen am Lande zu gehen und ein vergnügliches Leben zu führen, doch es begegnete ihnen in der Nacht ein großes Unglück.

Plötzlich gegen die dritte Morgenwache schlug ein verwirrtes Getöse, ein Wimmern und Kampfschrey, ein Klirren der Waffen und Prasseln der Flammen an Frerichs Ohr. Er raffte sich aus der Hängematte empor, und sah den

Seeräuberischen Hafen von einer zahlreichen wohlbewaffneten Flotte überrannt, viele Schiffe der Vitalienbrüder bereits erobert, andere angezündet. Um ihn herum riefen ängstliche Stimmen: „Wohin retten wir uns, das sind die Drakogenschiffe der deutschen Herren aus Danzig und Königsberg, wir sind überfallen und übermannt, Wisby schon in des Feindes Händen!“ Diese Augenblicke der Unschlüssigkeit währten nicht lange, bewaffnete Männer drangen in das Schiff, die Schiffsleute darauf wurden niedergemetzelt, andere überwältigt und gebunden. Frerich befand sich in der Zahl der letztern, ward an's Land gebracht und in einen Kerker geworfen.

Aus diesem führte man ihn nach wenigen Stunden vor ein Gericht, das ein Comthur des deutschen Ordens im weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze darauf mit furchtbarer Strenge hielt. Denen, über die er das Todesurtheil sprach, hieb der Scharfrichter sogleich das Haupt ab; andere, von denen noch ein Geständniß erlangt werden mußte, wurden sofort auf die Marterbank gespannt. Unter den Vorgeführten erblickte Frerich seine Schiffsherren Störtebeck und Borgwardt. „Wohin habt ihr eure Schätze verborgen, und die Jungfrau gebracht, die ihr zu Riga aus den Armen des Bräutigams gerissen?“ fragte sie der Comthur mit drohender Stimme.

Die beyden Seeräuber schwiegen mit hartnäckigem Troge, worauf der Richter seine Frage wiederholte, und als die Befragten im Schweigen fortfuhren, zwey weiße Stäbe ergriff und sie ihnen zerbrochen vor die Füße warf. „Ich übergebe Euch verstockte Sünder dem Tode,“ rief er, „Scharfrichter, pflegt eures Amtes!“ Die Vitalienbrüder wurden vom Schergen ergriffen, zur Seite geführt, und es dauerte nicht lange, so sah Frerich ihre vom Rumpfe getrennten Köpfe auf emporgerichtete Schiffsstangen gespießt.

Noch zitterte Frerich von dem gränlichen Anblick, als er selbst von Gerichtsdienern ergriffen und vor den Richter gestellt wurde. „Ihr habt auf dem Schiffe der beyden eben hingerichteten Räuberanführer als Matrose gedient,“ sprach zu ihm der Comthur, „gesteht, wo bergen sie ihre Schätze, wo halten sie die von ihnen entführte Jungfrau?“ Frerich antwortete, daß er beydes nicht wisse. Der Richter lächelte spöttisch und entgegnete: „Der junge Mensch denkt nicht daran, daß wir Standrecht halten über neun hundert und neunzig Seeräuber, die mit dem Schwerte in der Hand ergriffen worden sind. Hier finden die bedächtigen Formen eines friedlichen Gerichtes nicht Statt. Knechte, werst ihn auf die Folterbank und gebt ihm, ohne euch bey den geringern Martern aufzuhalten, gleich den dritten Grad der Tortur. Er wird sich auf die Schätze und auf die Braut besinnen.“ Frerich ward sofort auf die Blutbank gelegt, und schon begann der Scherge die Schrauben zu drehen, die ihn langsam aus einander reißen sollten, als ein Schrey des Entsetzens vor der ihm bevorstehenden Marter sich der gepreßten Brust entwand und er — erwachte.

Frerich blickte um sich, von dem lebhaften Traume heftig erschüttert. Er saß noch immer auf dem Stein am Ufer der Ostsee, über ihm rauschten die Buzzen der Stubenlammer, zu seinen Füßen brandete die mächtig erregte Flut.

Es mußte um die Mitte der Nacht seyn, das berechnete der erfahrene Seemann am Stande der Gestirne. Nach und nach erinnerte er sich, wie er auf die unbekannte Jungfrau wartend, auf dem Steine eingeschlafen sey. Sollte er noch länger auf sie harren? Die einsame gespenstische Gegend, die mitter-

nächtliche Stunde erfüllte ihn mit Grauen; er stand auf und gedachte den unheimlichen Ort schleunig zu verlassen, da hörte er unfern ein Rauschen und einen Ruderschlag, als nahe der Küste ein Boot. Es dauerte nicht lange, so landete in der That ein solches, und dunkle Gestalten bewegten sich aus demselben an den Strand. Frerich glaubte abermals zu träumen, und doch war er diesmal sicher zu wachen. Die Männer, die an's Land stiegen, trugen die alterthümliche Kleidung, die er so eben im Traume an den Vitalienbrüdern in Riga und auf Gothland gesehen hatte, die weiten Hosen, den knappen Wams, den kurzen Mantel und die breite Halskrause. Als er nun aber den Blick etwas höher hob, um auch die Gesichter der Gelandeten zu sehen, wäre er vor Schreck beynahe auf seinen Stein zurückgesunken. Sämmtliche Männer trugen auf den Schultern kein Haupt, unter dem linken Arm eines jeden war aber etwas zu sehen, das wie ein Kopf sich ausnahm. Sie schritten lautlos gegen die Felsen der Stubenkammer und verloren sich in den Spalten derselben. Wieder dachte Frerich an Flucht, doch als er sich hiezu wandte, fühlte er sich leise am Arme ergriffen. Er fuhr entsetzt zusammen, aber sein Grauen verschwand, als er sah, daß es die schöne bleiche Jungfrau vom Strande war, die ihn festhielt.

„Vergebt mir,“ redete er sie an, „daß ich nicht gleich Herr meines Schreckens geworden bin, aber ich habe einen wunderbaren, langen Traum geträumt, darauf eine grauenhafte, gespenstische Erscheinung gesehen, und da der Ort hier so einsam und auch verrufen ist, so konnte ich mich nicht gleich fassen. Sagt mir jetzt, warum Ihr mich so lange habt warten lassen, und warum Ihr Euch also am öden Strande verweilt.“ — „Guter Frerich,“ antwortete die Jungfrau, „Ihr habt im Traume das unglückliche Ereigniß mit durchlebt, das mich einst von der Seite des Bräutigams in diese Felsenwüste warf. Ich bin die arme Braut, die der Wüthrich Störtebeck, in wilder Liebe zu mir entbrannt, einst von Riga weggeführt. Hier in einer unterirdischen Höhle schloß er mich neben seinen Schätzen ein, um jeder Befreyung zuvorzukommen, die meine Verwandten oder mein Bräutigam versuchen könnten. Er selbst segelte nach Gothland, um dringende Geschäfte zu beenden, und dann wieder hieher zurückzukommen. Sein Schicksal fiel dort anders aus, als er es sich vorgestellt hatte. Die Ritter des deutschen Ordens in Preußen führten eine lange vorbereitete Unternehmung mit Schnelligkeit und Kühnheit aus. Die Vitalienbrüder wurden vernichtet, und das Haupt Störtebeck's nebst vielen andern sank unter dem Beile des Henkers. Durch dieß sein unvermuthetes Ende ward ich ein Opfer des furchtbaren Todes, der jedoch nicht so schrecklich für mich war, als das Leben an seiner Seite gewesen wäre. Er hatte mir nur für wenige Tage Lebensmittel hinterlassen, weil er bald wiederzukommen gedachte. Als seine Wiederkehr ihm unmöglich geworden war, verschmachtete ich in dem unterirdischen, festverschlossenen Gewölbe eines langsamen Todes, von Hunger jedoch weniger gepeinigt, als von Gram und Verzweiflung. Seit jener Zeit, da dieß geschah, sind Jahrhunderte vergangen. Störtebeck's Raubgewölbe ist mit Steinen verschüttet, die Regen und Sturm im langen Laufe der Jahre von dem Gebirgsgipfel losgerissen und an den Meeresstrand hinabgestürzt haben. Ein vielfältig erneuertes Geschlecht der Menschen wandelt in diesen Gegenden, und jene alten Begebenheiten sind von ihnen vergessen oder nur wenigen bekannt, aber jedes siebente Jahr, am siebenten Tage des siebenten Monates, erstehe ich aus meinem Grabe und tauche meine Gewänder in die Ostsee, die auch die Küste meiner Heimat be-

spühlt. Um Mitternacht rauscht dann über die Fluten ein dunkles Boot heran, und die Gestalten der hingerichteten Vitalienbrüder steigen aus demselben, um in den verödeten unterirdischen Hallen die noch übrig gebliebenen Schätze mit fleischlosen, jedoch immer gierigen Händen zu zählen. Diese Schätze sind schon beträchtlich vermindert und nehmen von Zeit zu Zeit noch mehr ab, denn wer das Glück hat mich zu erblicken, wenn ich auf dem Waschsteine stehe, und durch eine freundliche Aneide meine Gunst gewinnt, dem theile ich von den Schätzen so viel mit, daß er für sein ganzes Leben versorgt ist. Dieß Glück ist heute Euch widerfahren und nun folgt mir in die Höhle.“

Frerich hätte Furcht haben können, in eine gespenstische Höhle voll geköpfter Seeräuber einzutreten, indeß die Begierde nach Gold hat schon oft eine Memme mutzig gemacht, und Frerich war noch lange keine Memme. Er folgte also, wie er nachher oft selbst erzählt hat, mit ziemlicher Entschlossenheit der wunderbaren Jungfrau, die Felsen thaten sich vor ihr auf wie Nebelgewölke, durch die ein Mann hindurchschreitet. Jetzt befanden sie sich in einer niedrigen, doch geräumigen, durch brennende Holzspäne erhellten Höhle. Störtebeck und Borgwardt saßen darin an einem steinernen Tische kopflos und zählten Gold- und Silbermünzen, deren große Haufen vor ihnen lagen. So wie sie die Gegenwart eines Fremden merkten, griffen sie mit den rauhen breiten Seemannshänden nach den vor ihnen auf dem Tische stehenden Köpfen und setzten sie wie Hüte auf. Ihre Gesichtszüge waren starr und drückten weder Zorn noch Verwunderung aus. Die Jungfrau näherte sich dem Tische, nahm einen irdenen Krug und füllte ihn bis an den Rand mit Gold- und Silbergeld, worauf sie denselben Frerich übergab. „Wandert heimwärts und lebt glücklich!“ sprach sie zu ihm, indem sie mit der Hand andeutete, daß er sich entfernen könne.

Frerich taumelte aus der Höhle, die sich hinter ihm wieder zuschloß. Er benutzte den Rest der Nacht, um unbemerkt mit seinem Schatz das heimliche Dorf zu erreichen. Hier soll er noch lange Jahre gelebt haben, bis er nach dem Tode der Mutter nach Greifswald zog, wo er in einem alterthümlichen Hause auf dem Markte wohnte, das noch zu sehen ist. Er heirathete, und baute ein eigenes Schiff, welches er nach dem Namen seiner Frau benannte und eben so sehr liebte wie diese. Wenn das Schiff im Hafen lag, saß er oft in einem Wirthshause am Nyck, trank starkes Stettiner Bier und unterhielt sich mit andern Schiffsherren von alten Vitalienbrüdern und neuen Corsaren. Bey einer solchen Gelegenheit soll er einmal ausführlich erzählt haben, was er vor langen Jahren am Fuße der Stubenkammer geträumt, erlebt und erworben habe. Man hatte seine Geschichte gern angehört; doch fand sie wenig Glauben. Vielmehr ging die Rede, daß sein Reichthum einen andern Ursprung habe. Er soll nemlich in seiner Jugend auf einem englischen Schiffe gedient haben, das Seeräuberey in entfernten Meeren trieb. Sein vorgeblicher Schatz war nur sein Antheil an den Preisgeldern. Diese Meinung gründete sich aber nur auf Vermuthungen und Gerüchte, und da sie für das Andenken des armen Frerich Liebermann, der nun schon lange gestorben, offenbar nachtheilig ist, so hat der Erzähler gegenwärtiger Geschichte dessen eigene Angaben erhalten wollen, die übrigens durch die von Mund zu Mund gehende Volkssage „von der Jungfrau am Waschsteine“ auf eine unverwerfliche Weise bekräftigt werden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß im Innern solcher sonderbaren sackigen Felsenmassen, wie die Stubenkammer, sich wunderbare Dinge zutragen können, zumal, wenn die Felsen

an dem öden, den Menschen abholden Meere liegen und in alten Zeiten der Schauplatz eines heidnischen Gottesdienstes gewesen sind.

R. von H. I. . . t.

Die Lerche.

Ein Lerchlein blickt zu Himmelshö'n,
Blickt nach der blauen Ferne,
Und singt: Wie ist es oben schön,
Wie kög' ich hin so gerne!

Bald schwebt es hoch, wo's ihm gefällt,
Weit über's Weltgetümmel,
Und singt: Wie schön ist meine Welt,
Wie schön ist dieser Himmel!

Doch weh! — ein schwarzer Geier schoß
Herab in wilder Schnelle,
Des Lerchleins süßes Sehn entstoß
Aus purpurarb'ner Quelle.

Das Lerchlein sinkt, das Lerchlein fällt
In Todesarme nieder,
Und haucht: Leb' wohl, du schöne Welt,
Lebt wohl ihr süßen Lieder!

P. M. Schult.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 26. März, zum ersten Male: „Die Ehescheidung,“ Lustspiel in 2 Aufzügen. Nach M e l e s v i l l e, frey bearbeitet von F. A. von Kurländer. Hierauf zum ersten Male: „Demoselle Vock,“ Lustspiel in einem Aufzuge von J. E. Mand.

Da das erstgenannte Stück, „die Ehescheidung,“ bereits in dem diesjährigen dramatischen Almanach des Herrn von Kurländer gedruckt erschienen ist, so könnten wir uns wohl einer ausführlicheren Exposition desselben entheben glauben, doch wollen wir, zur Verständigung der Leser und zum Belege unserer Ansicht, den Inhalt mit kurzen Worten bezeichnen. Es handelt sich nemlich um ein Paar junge Eheleute, die ohne sonderliche Liebe, wenigstens von Seiten des Mannes, sich vereinigt, durch gegenseitige Kälte, Langeweile und die Zwischenträgereyen eines einfältigen Oheims und anderer guter Freunde endlich einander so überdrüssig geworden sind, daß Beyde nach der Stadt kommen, um sich durch eine Ehescheidung der lästigen Fesseln zu entledigen. Sie wenden sich zu dem Behufe an den berühmtesten Advocaten des Orts, und treffen gerade an dem Tage bey ihm ein, an welchem er einen glänzenden Ball veranstaltet hat, zu welchem denn auch beyde Klienten, er durch den Advocaten, sie durch dessen Frau eingeladen werden. In der letztern hat nemlich die scheidelustige Frau ihre Jugendfreundinn, der junge Ehemann aber seine frühere Geliebte wiedergefunden. Ein tête-à-tête zwischen den beyden Frauen klärt uns über die gegenseitigen Verhältnisse auf und belehrt uns, daß die Advocatinn eigentlich einen ganz andern, als ihren jetzigen Mann geliebt, und letztern ohne Neigung, aus dépit amoureux geheirathet habe. Aus einer zweyten Unterredung zwischen der Advocatinn und dem jungen unzufriedenen Ehemann ergibt sich, daß eben er jener andere ist, und daß er selbst, trotz seiner nachherigen Verheirathung, noch immer die ehemalige Geliebte im Herzen trage, und ihr seine Wünsche, seine Seufzer zuwende. Das unvermuthete Zusammentreffen der beyden Eheleute führt sie zu einer Erklärung gegen einander; dem leichtfertigen, sich schuldig fühlenden Gatten wird es nicht schwer, die gutmüthige Frau zur Vergebung zu bereiten, und sie sind eben im Begriff, die ernsthafteste Angelegenheit ihres Lebens, nach ächt französischer Weise, durch einen Veröhnungswalzer auszugleichen, als der Oheim dazwischen fährt, mit einer ihm zugesteckten Priestfische, in welcher er die Beweise von der Schuld des Mannes gefunden zu haben glaubt. Die Priestfische soll eröffnet werden, aber die schlaue Advocatinn, die schon weiß, daß ihre Correspondenz mit dem ehemaligen Liebhaber und ihr Porträt den Inhalt derselben ausmachen, Documente, deren Öffentlichkeit sie eben sowohl zu scheuen hat, als jener, spielt dem alten Herrn das

Paket geschickt aus der Hand, verbrennt, unter der Ausrede des Vergessens und Vergehens, die ungelesenen Briefe, nachdem sie unbemerkt das Porträt herausgenommen, und ein Gedicht, dem Namen nach zwar an Helene, ihre Freundin, von ihrem Manne geschickt, auf die Erde hat fallen lassen. Der Oheim überliefert triumphirend das Papier der beleidigten Frau als unwiderlegbaren Beweis, diese aber findet sich selbst darin besungen, und ist blind genug, zu glauben, so wie ihr das Gedicht gelte, so sey auch die Liebe ihres Mannes ihr ausschließliches Eigenthum; beschämt bietet sie die Hand zur Veröhnung dem erkaunten Gatten, die Frau des Advocaten aber reicht ihrem Manne das von ihrem Liebhaber gemalte Bild als ein längstversprochenes Liebesgeschenk, und dieser ist überglücklich in der zarten Aufmerksamkeit seiner liebenden Gemahlinn.

Wir erkennen auf den ersten Blick den Boden, dem dieses elegante, der neuern Zeit und Sitte ausschließlicly angehörende Lustspiel entsprossen ist. Handlung, Charaktere und die Tendenz des Ganzen sind so ächt nationell, daß der deutsche Beschauer, der noch nicht gehörig in jene Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse eingeweiht ist, sich erst förmlich akklimatisiren muß, damit er das Alles natürlich, sogar recht hübsch finde. Um ihm einen solchen Übergang leichter zu machen, zugleich aber auch die eigentlich wunden Stellen zu bedecken, sind jene schimmernden Nebendinge zu Hülfe gerufen, die nun einmal in allen Zonen gelten, und welche der neueste Geschmack leider oft genug zur Hauptsache, zur unerläßlichen Bedingung gemacht hat: ein glänzend hergerichteter Ballsaal, eine lockende Tanzmusik, vor allem aber eine elegante, wo möglich mehr als einmal gewechselte Toilette. Doch leicht möchte man sich über die vermeintliche Wichtigkeit solcher Dinge verständigen, sie gefallen, sie sind Mode geworden und gegen eine so allgemein, so willig anerkannte Gebieterinn gibt es keine Waffen. Einen Einwurf ernsterer Art aber können wir, und spräche eine noch allgemeinere Mode zu Gunsten dieses Stückes, nicht umgehen oder mildern, er betrifft das innere Heiligthum der Sittlichkeit, das über alle Mode erhaben, und nicht, wie sie, der Laune des Augenblicks unterthan ist. Es ist jener moralische Indifferentismus, der die ernstesten Angelegenheiten des Lebens mit einer Triviolität abfertigt, die dem bessern Gefühl widerstrebt. Wir finden durch das ganze Stück von Anfang bis zum Ende ein System der Täuschung, der Falschheit, des Betrugs durchgeführt, das schon durch seine Straflosigkeit zum schädlichen Fingerzeige werden kann. Unsere jungen Frauen brauchen nur dergleichen Stücke recht fleißig und aufmerksam anzuschauen, um das, was sie aus eigener Erfahrung in diesem Felde noch nicht wissen, recht aus dem Fundamente zu lernen und sich zu Meisterinnen in der Kunst der Verstellung heranzubilden. Wir sehen einen jungen Mann, der ohne Liebe sich mit einem gutmüthigen Geschöpfe verbindet, und stets das Bild einer andern im Herzen trägt, welcher der Frau eines andern Mannes seine noch immer dauernde Liebe gesteht, das Verhältniß mit ihr fortsetzt, und endlich, statt durch ein eheliches Bekenntniß seine Verirrung wieder gut zu machen, und Vergebung zu verdienen, seiner leichtgläubigen Frau weiß macht, das Gedicht habe ihr gegolten, sie allein nur habe er geliebt, mit welcher Erklärung diese denn auch zufrieden ist. Wir sehen eine verschmihte junge Frau, die ihren Mann auf eine unwürdige Weise beherrscht, die selbst eingesteht, daß sie ihn ohne Liebe und nur aus Troß genommen hat, welche die Huldigungen ihres Liebhabers nichts weniger als streng zurückweist, die nichts Angelegentlicheres zu thun hat, als die Zeugen ihres frühern Verhältnisses (dessen Öffentlichkeit sie ja nicht zu fürchten hatte) sorgsam zu vernichten und am Ende gar wagt, dem Gatten ihr von dem Liebhaber gemaltes Bild als ein Zeichen der Liebe und Treue anzubieten. Auf diese Art werden am Schlusse, da im Lustspiel ja alles vergnügt und glücklich ausgehen muß, sämmtliche Parteyen zufrieden gestellt, d. h. die Schuldigen bleiben unentdeckt, ungestraft, und lachen über die Einfalt der Leichtgläubigen; die Getäuschten, in ihrem Vertrauen Betrogenen, freuen sich ihres vermeintlichen Glückes und bieten in ihrer Unwissenheit zur bequemeren Fortsetzung des Betruges die Hände. — Dem deutschen Bearbeiter haben wir, wie sich von selbst versteht, über diese in die Augen springende Verletzung der Sitte und Rechtlichkeit keinen Vorwurf zu machen, er gab wieder, was ihm gegeben war, und hat vielleicht noch manches für unser deutsches Verdauungsvermögen gemildert, allein in der Hauptsache ändern konnte er nichts, wenn er nicht selbst ein ganz neues Stück schreiben wollte.

Die Aufführung war fleißig und gelungen. Ull. Müller als Frau des Advocaten wußte sich leicht und glücklich in den Geist ihrer Rolle hinein zu versetzen, und gab den vom Dichter vorgeschriebenen Charakter der listigen, koketten Frau mit eben so viel Wahrheit als Wirkung. Hr. Korn als Advocat hat wenig Gelegenheit aus dem Hintergrunde hervorzutreten, in den er sowohl der Ausdehnung als auch dem Gehalt seiner Rolle nach gestellt ist. Die gutmüthige, getäuschte Frau fand an Ull. Pistor eine zwar et

was passive, aber einnehmende Repräsentantinn, so wie Hr. Fichtner den leichtfertigen Gatten mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und stets gefallenden Grazie darstellte. Die Parthie des Oheims ist so schwach und farblos, daß selbst ein Künstler wie Hr. Wilhelm sie nicht interessanter machen konnte. Noch eine andere Person in dem Stücke, ein junger Rechtsgelehrter und Nefse des Advocaten, dessen wir bisher noch keine Erwähnung thun konnten, weil er schlechterdings überflüssig ist und mit dem Gange der Handlung nichts in der Welt zu thun hat, ward durch Hrn. Wotho mit seiner uns bekannten drolligen Laune dargestellt.

Das zweyte Stück, „Demoselle Bock,“ welches ebenfalls bereits gedruckt erschienen ist, wird unsern Lesern wahrscheinlich durch die Berichte auswärtiger Blätter, welche dessen Aufführung auf fast allen deutschen Bühnen melden, schon bekannt seyn. Das Ganze besteht in nichts anderm, als in der Umkehrung des Stoffes zu dem bekannten Stücke: „die Proberollen.“ Dort wird ein Schauspielerdirector durch eine Theaterheldinn, welche Anstellung sucht, und in verschiedenen Charakteren vor ihm erscheint, mystificirt und so von der Vielseitigkeit ihres Talentès durch die eigene unverwerfliche Erfahrung überzeugt; hier mystificirt ein Theaterunternehmer, der für nichts anders auf der Welt Sinn hat als für dieses sein Stückenpferd, sich selbst, indem er verschiedene Personen, die zufällig alle in gleicher An gelegenheit zu ihm kommen, für eine verkleidete, bey ihm Engagement suchende und deshalb sich ihm producirende Bühnenkünstlerinn hält, und in dieser fixen Idee die eigentliche ihn selbst angehende Familiensache ganz aus den Augen verliert. Letztere besteht in der Entführung seiner Nichte, die er wider ihren Willen an seinen ersten Sängler verheirathen wollte, welche aber, während er mit den vermeintlichen Proberollen beschäftigt ist, von ihrem Liebhaber entführt und geheirathet wird. Das Erscheinen des jungen Ehepaars, so wie sämmtlicher aufgetretenen Personen, nebst der wirklichen Schauspielerinn in ihrer wahren Gestalt, helfen ihm endlich aus dem Traume, und das Stück schließt natürlich mit dem Engagement der letzteren und seiner Einwilligung in den Bund der Liebenden. — Der Gedanke an und für sich ist eigentlich ein recht glücklicher, vorausgesetzt, daß derselbe, der beynahe handgreiflichen Unwahrscheinlichkeit wegen, ohne höhere Ansprüche, in das Gebiet der Pöffe verwiesen, nebenbey aber auch kurz und witzig ausgeführt wäre. Die erstere dieser Empfehlungen besitzt das Stück nun freylich nicht, und die letztere können wir gleichfalls nicht besonders, als reichlich und gleich vertheilt anrühmen. Der Dialog entbehrt durchaus jenes feineren, geistigen, dem Gebildeten allein zusagenden Witzes, und fällt nur allzu häufig in das Triviale, ja ins Grobe, Gemeine. Die ganze Einleitung, die Auseinandersetzung des Liebesverhältnisses der Nichte, die Zwischenreden des Geschäftsführers mit der Cousine des Theaterunternehmers, kurz, alles das, was man erst vorhin ein zu sich nehmen muß, ehe man an die eigentliche Hauptsache gelangt, die dem Ganzen allein Existenz und Interesse gibt, ist auf eine unerträgliche Art ins Breite gezogen und kumpft selbst die Genußfähigkeit für das wirklich Komische ab.

Die Aufführung war ohne Zweifel lobenswerth. Vorzüglich haben wir dem wackern Wilhelm für den Fleiß, die Lebendigkeit und die unermüdlische Laune zu danken, mit welcher er den Charakter der Hauptperson, des Theaterunternehmers behandelt hatte. Sein Spiel ist manchnal wohl nicht ganz frey von Übertreibungen, allein überall und immer blickt rastloser Eifer, Talent und wahrer Künstlerberuf hervor. Ulle Pfistor ist durch ihre Individualität für die zwar kleine, aber scharf markirte Rolle der hochfahrenden Breterheldinn nicht ganz geeignet, doch suchte sie sich in das ihr fremde Wesen so gut als möglich hineinzuendenken. Die vermeintlichen Proberollen wurden durch Hrn. Herzfeld und Mad. Koberwein, ersterer als jüdischer Vanquier, letztere als Mamsell Trampel, mit etwas stark aufgetragenen, aber desto wirksameren Farben gegeben. Mad. Anschütz dagegen, als naïves Bauernmädchen, erschien, wie immer, in der ihr eigenthümlichen Wahrheit und Liebenswürdigkeit. Das junge Liebespaar wurde durch Hrn. Weber und Ule. Reichel (welche letztere sichtbare und recht erfreuliche Fortschritte macht) genügend dargestellt. Die Parthien der Cousine und des Geschäftsführers Schraube sind zu unbedeutend, als daß Mad. Poller und Hr. Wotho mit größerer Wirkung hätten hervortreten können.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.